



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die Wahrheit über die Katastrophe von Jena. 1.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Worts, sondern um eine neue Gewinnverteilung aus dem Geschäftsbetriebe nach festen und klar umschriebenen Prinzipien.

Pater Weiß geht also sehr weit und sehr entschieden über das Haider Programm hinaus. Wenn dieses dem Arbeiter allenfalls einen Sparpfennig zubilligt, so kapitalisiert Pater Weiß einfach die Arbeitskosten und bestimmt danach den verhältnismäßigen Anteil der Arbeit am Geschäftsgewinne als ein Recht derselben. Und kraft dieses Rechtes spricht er in seinem Beispielsfall und unter einer Berechnung, die von seinem Standpunkt aus durchweg das Kapital begünstigt, doch nahezu ein Drittel des Reingewinnes den Arbeitern zu. \*)



## Die Wahrheit über die Katastrophe von Jena.

### 1.



er unglückliche Krieg von 1806 hat schon vor mehr als drei Jahrzehnten in Höpfer einen im ganzen trefflichen Darsteller gefunden, und vor kurzem hat Heinrich von Treitschke die Ursachen des damaligen tiefen Falles in ausgezeichnete Weise nachgewiesen. Dennoch erschien das Interesse an dem Gegenstande noch nicht erschöpft: noch vieles in der Entwicklungsgeschichte der Katastrophe vom 14. Oktober 1806 blieb aufzuklären, und namentlich das Heer, welches dort geschlagen wurde, konnte noch genauer charakterisiert werden. So freuen wir uns, daß einer der geistvollsten und gelehrtesten deutschen Militärschriftsteller sich dieser Aufgabe unterzogen hat, Freiherr v. d. Goltz in seiner Schrift: *Koßbach und Jena. Studien über die Zustände und das geistige Leben in der preussischen Armee während der Übergangszeit vom 18. zum 19. Jahrhundert* (Berlin, Mittler und Sohn, 1883). Ein gesundes Urteil, strenger Gerechtigkeitsfönn, weitreichender Blick, warmer Patriotismus und eine außerordentliche Belesenheit vereinigen sich in dem Verfasser, um sein Buch zu einem der besten Beiträge zur kriegsgeschichtlichen Literatur zu machen, die wir kennen. Ist es in erster

\*) Es ist dem Verfasser des obigen Artikels leider entgangen, daß wir bereits in einer Notiz in Nr. 43 d. Bl. „Eine ultramontane Lohntheorie“ den Grundirrtum, der in den Aufstellungen des Pater Weiß liegt, auseinandergesetzt haben: den Irrtum, daß er den Unternehmgewinn nicht als einen berechtigten Gewinn anerkennt — ganz abgesehen von der sonstigen phantastischen Beschaffenheit seiner Vorschläge. D. Red.

Linie für den Militär von Bedeutung, so enthält es doch auch für andre Leser beherzigenswerte Lehren, eine Warnung vor Verkennung der Zeichen der Zeit, vor Überhebung, vor unüberlegtem Urteilen und eine Mahnung zur Wachsamkeit und Treue.

Wir stellen das Ergebnis, zu welchem der Verfasser des Werkes gegen den Schluß seiner Betrachtung und Prüfung hin gelangt, an die Spitze unsers Berichts. Es lautet: „Nicht junkerlicher Übermut und aristokratische Verstocktheit führten Preußen von Roßbach nach Jena, sondern die Politik, welche List ohne Kraft anwenden wollte, die verkünstelte Auffassung der Kriegführung, die Einwirkung des in seichter Aufklärung, falscher Humanität, Genuß- und Selbstsucht entarteten Zeitgeistes auf das Heer, dessen gedrückte Lage und die daraus entstehende Scheu, die sich im Kriege anbietenden Mittel rücksichtslos zu gebrauchen, die Zurückhaltung des Königs, welcher zwar schärfer sah als seine Räte, sich aber ihrem Urteil aus Bescheidenheit unterwarf, die Sorge, dem Lande zu mißfallen oder es zu belasten, die aus ängstlicher Gewissenhaftigkeit entsprungene unrichtige Sparsamkeit und endlich eine Pietät für die Vergangenheit, welche sich auf Außerlichkeiten richtete, nicht auf das Wesen der Sache, und allmählich das Urteil trübte.“

Lange Zeit ist dies ganz oder teilweise verkannt worden. Man übersah und übertrieb in arger Weise. Die Zeitgenossen schrieben das Unglück vorzugsweise den „Federbüschen,“ den Obergeneralen, zu, und daß ihre Begabung ihrer Aufgabe nicht völlig entsprach, daß sie gerade im entscheidenden Augenblicke sehr unglücklich wirkten, lehrt der Hergang. Aber sie waren die besten Kräfte, welche die preußische Armee damals überhaupt besaß, und nur einem Napoleon nicht gewachsen, und viele von ihnen erschienen sieben Jahre später als Retter des Vaterlandes und als siegreiche Führer. Blücher z. B., der ruhmgekrönte Feldherr der Befreiungskriege, führte schon 1806 ein bedeutendes Kommando, und Generalstabschef während der unglücklichen Doppelschlacht bei Auerstädt und Jena war niemand anders als der treffliche Scharnhorst. Vor der Niederlage galt der Herzog von Braunschweig als ein Mann von bewährter Fähigkeit, und sogar Buchholz gesteht zu, daß man ihn ein halbes Jahrhundert hindurch für einen der ersten Krieger gehalten habe, dessen Andenken aller Verunglimpfung zum Troste noch lange in Ehren bleiben werde. Rüchel war ein ungewöhnlich begabter Soldat. Von Möllendorf sagt Clausewitz, er sei ein für das Kriegshandwerk sehr wohl ausgerüsteter Mann gewesen, „der in einem Leben voll großer Begebenheiten viel Ruhm erworben haben würde.“ Vom Fürsten von Hohenlohe bemerkt er, seine ganze Individualität habe sich zum Kriege geeignet. Müstert man die während der Tage bei Jena an hervorragender Stelle handelnden Personen, so kann man nur die Wahl Phulls und Massenbachs uneingeschränkt verwerfen; doch darf dabei nicht vergessen werden, daß beide in dem Rufe geistreicher Köpfe standen.

Wie aber die Führung der preußischen Armee im Jahre 1806 keineswegs in ungewöhnlich ungeschickten Händen war, so war es, wie der Verfasser ausführlich nachweist, auch um die Offiziere und Soldaten nicht so übel bestellt, wie viele Berichterstatter meinten. Bischof Eylert, der Biograph Friedrich Wilhelms III., malt das Heer vor der Katastrophe in den düstersten Farben. Infolge von Mangel an Wohlwollen oben und an Achtung unten sei die innere Auflösung schon eingetreten und das Äußere nur Schminke und Schein gewesen. „So war es, so blieb es, so zog es sich krebbsartig fort durch alle Glieder der preußischen Armee bis zum Jahre 1806.“ Weiterhin erscheinen die rohen, unwissenden Offiziere, die unaufhörlich geprügelten Soldaten, denen längst jedes Ehrgefühl verloren gegangen ist, auf der Szene. Die Garnisonen gleichen Gefängnissen, und die Kasernen sind Stätten des Elendes. Nichts als Kleinlichkeit, Pedanterie und gedankenlose Paradespielerei wird uns geschildert. Der Hochmut der Offiziere und die Mißhandlung der armen Soldaten, die aus Furcht vor der Fuchtel zwischen Lust zum Weglaufen und Selbstmordsgedanken hin- und herschwanken, bilden die Gegenstände seitenlanger Betrachtungen. Die bekannnten vor dem französischen Gesandtschaftspalais ihre Säbel schleifenden Gendarmen spielen ihre Renommistenrolle. „Nie hatte man weniger wahre Ehre als damals. . . . Es war ein Unglück, eine Strafe und Schande, in der preußischen Armee zu dienen. . . . Dressirte Sklaven waren es, die den 14. Oktober 1806 und seine gräßlichen Wirkungen verschuldeten. . . . Wie der Sturm die zusammengewürfelte Spreu zerstreut, so zerstreute nach allen Winden der behende, jugendliche, tapfere Mut der Franzosen und die Genialität ihres Anführers die fliehende preußische Armee. . . . Hier war mehr als Gamaschendienst, und der Exerzierplatz war kein Schlachtfeld.“ So Eylert. Nicht viel besser Berk, wenn er im Leben Steins sagt: „Das Heer hatte wenig Kriegserfahrung, es war verweichlicht, veraltet, schwerfällig, die Unterordnung erschlaft durch die Nachsicht des Königs, die Unbeholfenheit und Leerheit der älteren, den Leichtsinm und die Ungezogenheit der jüngeren Offiziere, die anmaßend, dünkelsvoll und prahlerisch allen Ständen lästig fielen und, als die große Stunde schlug, ihr ganzes Nichts zeigten.“ Ähnlich Droysen im Leben Yorks: „Generale und Kommandeure wetteiferten in Verzweiflung und Kopflosigkeit, Feigheit und Leichtsinm. Jetzt hatte man die Resultate jener Schlassheit und Aufgeblasenheit, die man solange geduldet; jetzt zeigte es sich, was es bedeutete, daß man, zwischen dem geistlosen Paradedienst und dem geistreichen strategischen Dilettantismus hin- und hertaumelnd, vergessen hatte, daß der Soldat vor allem ein Mann sein muß.“ Ähnlich ferner Häußner und Menzel, und noch weit ärger der unbewußt Karikaturen zeichnende und ordinäre Redensarten liebende Kraftmeier Scherr. Selbst in die vortrefflichsten geschichtlichen Darstellungen sind diese Bilder übergegangen. Fast überall wird da von dem völlig veralteten und steif gewordenen Heerwesen, der jammervollen Lage der Soldaten und dem unerhörten Dünkel der Offiziere erzählt.

Wesentlich anders lautet das Ergebnis der Untersuchung, welche unser Autor auf Grund umfassender Studien angestellt hat. Spürt man den Quellen der oben auszugsweise mitgeteilten Schilderungen nach, so findet man, daß sie meist auf die nach dem Kriege erschienenen Streitschriften zurückführen, in welchen die Armee sich allerdings elend genug ausnimmt. Dann folgten als Belege die Tagebücher, Denkwürdigkeiten und Briefe aus der Kriegszeit, die zum Teil sehr wunderliche Dinge brachten. Die lächerlichsten Irrtümer waren nach diesen Aufzeichnungen vorgekommen, es wurde in ihnen von wahren Meisterstücken der Pedanterie, von echten militärischen Schildbürgerereien berichtet und u. a. von den alten hochsteifen Herren mit den Puderperücken erzählt, die nur bei feierlichen Gelegenheiten ihren Sorgenstuhl verließen, hinter denen Ordomanzen mit Schemel und Trittleiter herritten, um ihnen auf das Pferd und wieder herunterzuhelfen, und die ihre Gemüsegärten und Hühnerhöfe vor den Thoren für wichtiger hielten als die ihnen anvertrauten Festungen. Endlich kamen die Äußerungen angesehenen Männer hinzu, die eine Reform der Armee nach der Niederlage befürworteten und natürlich dem alten Systeme wenig günstig gesinnt waren. Ein Beispiel davon ist die Sneysenausche Denkschrift über den Krieg von 1806, aus welcher unser Buch die Hauptstelle erzerpirt.

„Mehr war nicht nötig,“ sagt Freiherr v. d. Goltz, „um endgiltig die Armee von Jena als ein halbfaßelhaftes, gravitatisches Spukwesen aus längst vergangener Zeit erscheinen zu lassen, das, eine Anomalie inmitten seiner Umgebung, dem Grabe entstiegen war und bei der Berührung mit frischem, kraftvollem Leben in nichts zerfallen mußte. Schien doch den Zeitgenossen, welche die große Katastrophe erlebten, der ganze preußische Kriegsrühm wie ein Nebelgebilde, an dessen Realität man nur vorübergehend habe glauben können, als ein großer Meister es mit seinem Zauberstabe vor der erstaunten Welt heraufbeschworen. Preußens kriegerische Größe war in den Augen der meisten Mitlebenden für immer verloren. Die Armee war ja nicht nur geschlagen, sondern verschwunden.“

Aus dieser verzweifelten Stimmung erklärt sich der Verfasser unserer Schrift den allgemeinen Zorn über die Katastrophe, die Schmähungen, Beschimpfungen und Verhöhnungen der Männer, des Standes und der Organisation, welche sie verschuldet haben sollten. Umsonst mahnten einzelne Stimmen zu ruhigerer Auffassung und wiesen darauf hin, daß die Schriftsteller, die jetzt im preußischen Staat und Heere nur Verrottung und Elend erblickten, ehemals denselben Staat und dasselbe Heer für mustergiltig erklärt hatten. Das war noch während des Ausmarsches der Truppen der Fall gewesen, wie der Verfasser mit vielen Beispielen belegt. Die stürmische Begeisterung, die sich in ganz Preußen, besonders aber in Berlin, äußerte, kann umso eher als Zeichen des ungeführten Vertrauens auf die vielfach als schön, wohlgeordnet und von kriegerischem Geist erfüllt gerühmte Armee gelten, als bis dahin eine weitverbreitete Friedenspartei vorhanden

gewesen war. Die Zuversicht auf den Erfolg hätte beim Volke auf Vorurteil beruhen können. Aber erfahrene Soldaten wie Blücher und Rüchel teilten sie. Noch im Sommer 1806 hoffte jener allen Franzosen diesseits des Rheins ihr Grab zu bereiten, „und die hinüberkommenden,“ setzte er hinzu, „bringen angenehme Nachricht, wie von Roßbach.“ Er hielt das preussische Heer noch immer für unbeflegbar und sprach dies ohne Bedenken aus. Rüchel aber schrieb ihm: „Sei's, wie ihm sei, das Heer ist brav, unsre Offiziere die besten auf der Welt; wir schlagen uns mit allen, denen wir gewachsen sind, und weichen nur der Unmöglichkeit.“ Clausewitz, ein scharfblickender Mann, der gute Gelegenheit gehabt hatte, sich in weiten Kreisen über die Zustände zu unterrichten, drückte in Briefen aus den Tagen unmittelbar vor der Schlacht bei Jena dasselbe Vertrauen auf die Tüchtigkeit der Truppen aus und hielt einen Sieg für wahrscheinlich. In einer Denkschrift vom 12. Oktober sagt er: „Übermorgen oder in zwei bis drei Tagen wird es zur ersten Schlacht kommen, der die ganze Armee mit Verlangen entgegenfieht. Ich selbst freue mich auf diesen Tag, wie ich mich auf einen Hochzeitstag freuen würde, wenn er mich so glücklich machte, segnend jener Hand verbunden zu werden, von der ich den Ring trage. Ich hoffe auf den Sieg.“ Tauenzien meldete noch vom Gefechtsfelde bei Schleiz aus: „Die Bravour und der gute Wille der Truppen ist unglaublich.“ Gents bemerkte über die Reserve divisionen bei Erfurt in einer Notiz vom 10. Oktober: „Ich gestehe, daß ich beim Anblicke dieser Truppen, welche so schön, so frisch aussehen, als ob sie zum erstenmale ihre Quartiere verließen, dieser von Enthusiasmus erfüllten Offiziere, dieser Mannschaften von prächtiger Haltung, dieser Pferde von größter Schönheit trotz alledem, was ich schon wußte und was mich zittern machte, mich einen Augenblick lang dem trügerischen Schimmer der Hoffnung hingab.“ Einer der Unglückspropheten jener Tage wurde also durch die Erscheinung von Soldaten, deren Zustand von andern damaligen Berichterstattern als erbärmlich bezeichnet wurde, so gehoben, daß er wieder zu hoffen begann. Man sollte also meinen, daß jener Zustand nicht so arg gewesen sein könne, zumal da Gents in einem Briefe vom 22. Oktober, der an den Fürsten Lobskowitz gerichtet ist, nachdem er sich über den Operationsplan und die Wahl des Oberfeldherrn tadelnd geäußert hat, fortfährt: „Wenn ich hernach aber wieder meine Augen auf die Armee richtete, wenn ich mich mit sovielen mutvollen, klugen, vortrefflich denkenden Offizieren unterhielt, . . . wenn ich sah, wie in dem zum Unglücke nun einmal angenommenen Defensivplane wenigstens alles gut geordnet schien, und wie fest man entschlossen war, so schnell als möglich zur Offensive überzugehen, so erschien mir das Ganze wieder in tröstlichem Lichte.“ Am 13. Oktober noch bekundeten nach Höpfner die Truppen bei Kapellendorf, als Höhenlohe in ihr Lager kam, und später, als er sie zum Angriffe führen wollte, die beste Haltung. Auf den Ruf „Freiwillige vor!“ trat jubelnd das ganze Regiment des Fürsten aus der Linie heraus. Nur wo Anstrengung oder Mangel die physischen Kräfte

erschöpft, oder wo Verwirrung oder Unglück den Mut der Leute erschüttert hatte, zeigten sich die schlimmen Wirkungen.

Der Verfasser läßt darnach die Zeugnisse reden, welche vor der nach dem Kriege eingesetzten Immediat-Untersuchungskommission abgelegt wurden. Wo ein solches auf die Allgemeinheit der Armee Bezug nimmt, ist es fast immer günstig. Nach Tauenziens Bericht haben die Truppen bei Jena „größtenteils die thätigsten Beweise der unerschütterlichsten Bravour gegeben.“ Grawert zollt der Ordnung und Präzision seiner Bataillone und Batterien, der Tapferkeit seiner Brigadiers und Kommandeure unbedingte Anerkennung. Hohenlohe berichtet in der Schilderung seines Vorrückens gegen Bierzehnheiligen: „Wir waren schneller formirt als der Feind, alle Truppen waren vom besten Geiste beseelt, und es gewährt mir noch heute eine befriedigende Rück Erinnerung, daß alle mich mit lautem Jubel begrüßten und den Wunsch, sich mit dem Feinde zu messen, nicht unterdrücken konnten.“ Der Infanterie wird die erste Stelle eingeräumt. „Sie hat einen Mut, eine Kaltblütigkeit bewiesen, die vielleicht ihresgleichen nicht auf finden wird.“ Etwas weniger wird die Kavallerie gerühmt, in der sich bei einzelnen Offizieren die Initiative vermissen läßt. Die Artillerie erklärt Hohenlohe für die beste, welche er kenne. Viele Angaben der unteren Führer stimmen damit überein.

Auch von den in die Öffentlichkeit gelangten Aufzeichnungen haben nach dem Kriege viele der Armee volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Müßling war trotz der Niederlage der Ansicht, daß die Armee in der Taktik von keiner übertroffen gewesen, daß sie eine außerordentliche Menge gebildeter Offiziere in ihren Reihen gesehen, und daß der gemeine Mann mit Enthusiasmus in den Krieg gezogen. Glänzendes Lob spendet die „Kritik des Feldzuges von 1806“ den preussischen und sächsischen Truppen, die „allein von ihrem Mut unterstützt, gegen unüberwindliche Hindernisse und doppelte, ja dreifache Übermacht mit einer Ausdauer fochten, welche dem Feinde mehr denn einmal den Sieg zu entreißen drohte.“ Besondere Anerkennung erfährt hier die Infanterie der Grawertschen Division. Schon hatte bei Bierzehnheiligen das Gewehr- und Kartätschenfeuer der Franzosen die Hälfte der dünnen Linie dieses Fußvolks dahingerafft, und noch dachte kein einziger dieser Tapfern an Rückzug, noch war kein Fuß breit an Boden verloren. „Da das eingenommene Terrain auf keinem Punkte entblößt werden durfte, konnte man wegen Mangels an Truppen die Lücken der Gefallenen nicht schließen. Daher befand sich jeder Soldat noch auf dem Platze, den er zu Anfang des Treffens einnahm, und öfters standen einzelne Männer, die rechts und links auf Sektionsweite nur Getötete neben sich sahen, und fuhren unbekümmert fort, zu feuern, bis auch sie die tödtliche Kugel traf. Die Infanterie verschob dort viermal, die Artillerie zweimal ihre gewöhnliche Munition, und der entscheidende Stoß der Franzosen traf schließlich nicht mehr eine Aufstellung, sondern nur das Skelet einer solchen.“ Die leichte Infanterie

zeigte sich dem Feinde gewachsen, die Büchschützen waren den Tirailleurs desselben überlegen. Ein Augenzeuge aus der Doppelschlacht urteilt über die preussische und sächsische Reiterei bei Eröffnung des Feldzuges: „Schön und kraftvoll die Leute und Pferde, zweckmäßig und gut ihre Ausrüstung, vollkommen ihre Geschicklichkeit im Reiten und Gebrauch ihrer Waffen, mutvoll und entschlossen zum Kampfe das Offizierskorps. Rasch und gut angeführt, konnte und mußte diese Kavallerie Wunder der Tapferkeit verrichten.“

Sehr günstige Zeugnisse stellen ferner Minutoli, Marwitz und General Reiche der damaligen Armee aus, und selbst die Franzosen rühmen indirekt ihre Tüchtigkeit. Davoust schildert in seiner Korrespondenz die Schlacht bei Auerstädt als eine sehr ernste und blutige. Er schätzt die Preußen, die ihm gegenüberstanden, auf 80 000 Mann, während es in Wirklichkeit nur 30 000 waren, und spricht von dem unverhofften Erfolge, den ihm die Tapferkeit der Soldaten und das Glück zugewendet hätten, das die Waffen seines Kaisers begleite. Ähnlich der letztere selbst, welcher der Angabe des bei Jena in Gefangenschaft geratenen sächsischen Majors von Funck, daß dort auf Seite der Verbündeten nur etwa 45 000 Mann gefochten, keinen Glauben beimaß, sondern bei der Behauptung verblieb, er habe mindestens 100 000 Mann vor sich gehabt.

Weitere Meinungsäußerungen anzuführen, wäre überflüssig. Gunst und Ungunst stehen sich etwa mit gleichem Werte gegenüber, und die abfälligen Urteile sind nur populärer geworden. Außer der Stimmung, welche die Katastrophe hervorrief, haben drei Umstände wesentlich dazu beigetragen: die weitverbreitete Opposition gegen den Adel, der Wunsch, das nach den Niederlagen von 1806 beginnende Werk der Armee reform zu verherrlichen, und der plötzliche Wechsel der an der Spitze des Heeres stehenden Altersklassen von höheren Offizieren. Die Abneigung gegen den Adel hing mit dem damals im Gange begriffenen Emporstreben des Bürgerstandes zu politischer Bedeutung und mit der Philosophie der Zeit zusammen, welche auf die ursprünglichen Menschenrechte zurückgriff und jeden Klassenunterschied ohne weiteres für ein Unrecht ansah. Dazu hatte eine lange Friedensperiode vergessen lassen, wieviel der preussische Adel auf den Schlachtfeldern des siebenjährigen Krieges geleistet hatte. „Nur durch einen neuen glorreichen Krieg,“ bemerkt der Verfasser, „hätte der Adel seine Stellung im Staate für eine Zeit lang wieder zu einer wohl begründeten machen können. Die Niederlage bestätigte, was man längst gewußt haben wollte, daß seine Stellung eine Anomalie oder eine „politische Mißgeburt“ sei. Die Opposition gewann die Oberhand, und alles, was sie an Anklagen gegen den Adel zu richten hatte, traf zugleich die Armee.“ Adel und Offizierskorps wurden nach dem Kriege einfach für identisch angesehen, während doch seit dem Beginn der Regierung Friedrich Wilhelms III. geeigneten Bürgerlichen die militärische Laufbahn völlig offengestanden und das Heer von 1806 nicht weniger als 695 Offiziere besessen hatte, die sich keines „von“ vor ihrem Namen

erfreuten. Die nach dem Unglücke begonnene Reorganisation wendete im Heere vieles zum Guten. Die Lage des gemeinen Mannes besserte sich, die Behandlung der Truppen konnte besser werden, weil die Ausländer aus den Regimentern verschwanden. Der Offizier wurde nach wenigen Jahren der Befreier des Vaterlandes. Drei siegreiche Feldzüge folgten. Das alles ließ hohe Freude an dem neuen Zustande empfinden und den früheren unerfreulicher erscheinen, als er es verdiente. Dazu kam, daß die Reorganisation vielfach angegriffen wurde und ihre Verteidigung eine Herabsetzung der Vergangenheit zu erfordern schien. Selbst Scharnhorst und Gneisenau glaubten sich genötigt, das Neue durch starken Tadel des Alten zu empfehlen. Endlich wechselten zu gleicher Zeit die Personen in der Führung der Armee. Die Klasse der alten Generale und Stabsoffiziere verschwand, und während der Befreiungskriege gelangten vielfach sehr junge Leute in hohe Stellungen, wie denn Gneisenau, der 1806 als Füsilierskapitän ins Feld gezogen war, 1813 als General und Stabschef neben Blücher an der Spitze der Armee stand. „Das schöne Vorrecht der Jugend,“ schließt der Verfasser hieraus sehr richtig, „ist es immer gewesen, frei zu denken und über den Stillstand der Zeiten ebenso zu klagen wie das Alter über deren Hast und Verderbniß. Wie konnte es anders sein, als daß die jungen Leute im Stolz auf ihre frischen Vorbeeren den alten Herren, von denen sie ehemals zurückgehalten worden waren, mancherlei anhängten, das ihnen nicht in vollem Maße gebührte.“

So werden wir uns denn mit dem Verfasser einer mildereren Auffassung der Heereszustände von 1806 zuneigen müssen, und die Mitteilungen über die Vorgeschichte des nach dem Unglücke von 1806 eintretenden Reformwerkes, die er in den Kapiteln 7 bis 12 macht, zwingen hierzu noch weit mehr. Wir müssen diese Untersuchungen übergehen, da sie meist rein militärischer Natur sind, und können nur sagen, daß sie dem Fachmanne viel neues bieten. Schon nach dem Gefagten aber darf behauptet werden, daß die Armee von Jena in ihrer Masse keineswegs des innern Vermögens zu großen Leistungen entbehrte. Auch der Feldzug von 1807 beweist es. Nicht erst die Schlachten bei Großgörschen, Bautzen und an der Katzbach, sondern schon die Tage von Lübeck, Eylau und Heilsberg, Kolberg und Danzig rehabilitirten die alte Armee, die man schon deshalb zu schmähen hätte Anstand nehmen sollen, weil sie am 14. Oktober bei Auerstädt und Jena, kaum 80 000 Mann stark, 19 Generale und 540 Offiziere tot oder verwundet vor dem Feinde verloren hatte. Warum aber war ihr kein besseres Schicksal beschieden? v. d. Goltz läßt einen alten Soldaten\*) darauf antworten: „Was die Frage anlangt, ob das Unglück des Jahres 1806 von der preußischen Armee jetzt als etwas ihr Fremdes angesehen werden

\*) Den Verfasser von „Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schicksale der Reiterei“ (Berlin, 1861), S. 202.

könne, so verstatte man die Bemerkung, daß jene Ansicht auf dem umgekehrten Wege zu einem ähnlichen Übermute führen würde, wie man ihn der alten preussischen Armee häufig vorgeworfen hat. Wenn jene die Siege Friedrichs und den Ruhm des siebenjährigen Krieges als ihr selbstgehörig ansah und auf den alten Lorbeeren ruhend nur das tote Andenken ohne die lebendige Kraft jener Siege behalten hatte, so mögen wir uns hüten, daß wir die herben Lehren der Niederlage, die uns (der Verfasser schrieb im Jahre 1822) näher liegen als jenen die alten Trophäen, nicht vergessen, als gingen sie uns nichts an; wenn die im Frieden erwachsene Generation damals leicht sich mit dem Glauben täuschte, sie seien noch die Alten, so möge sich die Jugend jetzt vor dem weit übermütigeren Glauben hüten, sie seien besser als die Alten, und die Fortschritte der Kriegskunst sicherten uns vor ähnlichem Unglück."

Diese Moral galt auch noch vierzig Jahre später, sie gilt noch heute und wird in der friedlichen Zeit, die uns bevorsteht, weiter gelten. Setzen wir mit dem Autor von „Kosbach und Jena“ den Fall, die Armeeorganisation von 1860 wäre vor dem Widerspruche der Liberalen unterblieben oder, wie die Mehrheit des Landtages wollte, rückgängig gemacht worden, was wäre dann geschehen? Preußen hätte dann 1863 und 1866 nichts haben thun können, oder es würde den Ereignissen, die sich herandrängten wie sechs Jahrzehnte vorher, mit dem Heere entgegengegangen sein, das man aus den Mobilmachungen von 1848 bis 1851 kennt, d. h. mit 45 Infanterieregimentern und zahlreicher frisch vom Acker oder aus der Werkstatt und Schreibstube gekommener Landwehr in der Feldarmee. Man antwortet darauf aus den Reihen der damaligen Opposition vielleicht: Auch dann hätten wir unsre Schuldigkeit gethan. Aber mit dem Vorsatz, ihre Schuldigkeit zu thun, zogen auch die Offiziere und Soldaten von 1806 nach den Thüringer Schlachtfeldern, und sie sind ihm, wie gezeigt worden, redlich nachgekommen. Darum konnten sie das Unheil doch nicht abwenden, und wie sie würde aller Wahrscheinlichkeit nach die jüngere Armee aus der Zeit vor der Reform König Wilhelms trotz aller Tapferkeit erlegen sein, wenn die Verwicklungen mit gleicher Unausbleiblichkeit und ähnlicher Wucht wie 1866 und 1870 über sie hereingebrochen wären. Und noch eins: Wer sich der Zeit vor zwanzig Jahren erinnert, weiß, welche seltsame Stellung die Liberalen damals zur Armee einnahmen. Wieviel wurde in jenen Tagen von den Zeitungen und in Vereinen und Volksversammlungen über den Hochmut und die Anmaßung der Offiziere und die Selbstüberschätzung der „Soldateska“ überhaupt perorirt und lamentirt! Angenommen nun, diese stark und unablässig angefeindete und verhetzte Armee hätte eine Schlacht verloren, so würde sie noch heutigen Tages von der öffentlichen Meinung ganz so angesehen sein wie das Heer, das bei Jena und Auerstädt geschlagen wurde.

Der Verfasser schließt sein Kapitel über diese Fragen mit den beherzigenswerten Worten: „Wer den Lehren der Geschichte seine Aufmerksamkeit schenkt,

soll sich stets gegenwärtig halten, daß alles, was möglich ist, auch wirklich werden kann. Sie sind für keine Zeit verloren, und wähen wir uns den Gefahren fern, von denen sie erzählen, so darf das nur ein Anlaß sein, sie leidenschaftsloser, nicht aber, sie weniger aufmerksam zu betrachten."



## Eine Geschichte der amerikanischen Literatur.



er Professor der englischen Literatur an der Universität Glasgow, John Nichol, hat einen beachtenswerten Versuch einer Darstellung der nordamerikanischen Literatur gemacht.\*) Er ist damit den Amerikanern selber zuvorgekommen; denn bis heute giebt es keine auf amerikanischem Boden entstandene Geschichte der amerikanischen Literatur, welche den ganzen Gegenstand vom Anfang bis zur Gegenwart in einer für den größern Leserkreis geschriebenen Form ausführlich und übersichtlich behandelt. Die Schriften neuerer Kenner ihrer heimatlichen amerikanischen Literatur: Griswold, Curtis, Whipple, Stedmann u. a. beschäftigen sich meist nur mit einzelnen Gruppen und Abschnitten, oder sie sind zu wenig erschöpfend und kritisch; Duyckings großes Werk ist eine Encyclopädie, und Professor Tylers amerikanische Literaturgeschichte ist so groß angelegt, daß eine Fortführung bis zur Gegenwart nicht zu erwarten steht; die beiden ersten Bände, die bis jetzt erschienen sind, gehen nicht über die Kolonialperiode hinaus. Da die deutsche Literatur vollends arm ist an Beiträgen zur Geschichte der amerikanischen, die wirklich aus den Quellen geschöpft sind, so ist umsomehr Grund vorhanden, der Nicholschen Geschichte Beachtung zu schenken. Der Verfasser bezeichnet sein Werk nicht als Geschichte der amerikanischen Literatur, sondern bescheidener als historische Skizze. Es steht das fast im Widerspruch mit dem starken, gegen 500 Seiten betragenden Umfang des Werkes, kennzeichnet aber richtig den versuchsartigen Charakter desselben. Zu einem vollkommenen Geschichtsbilde fehlt demselben in der That manches. Man sieht ihm an, daß es nicht aus einem Gusse entstanden ist. Einzelne Abschnitte sind aus Vorlesungen hervorgegangen, andre sind wenig geänderte Abdrücke älterer für die Encyclopaedia britannica geschriebener Aufsätze. So waren Zeit, Anlaß und Stimmung wechselnde, und die Überarbeitung hat dies nicht ganz aus dem Buche verwischt. Seine persönlichen Eindrücke der amerikanischen Kultur hat

\*) American literature, an historical sketch. 1620—1880. Edinburgh, 1882.